

Wie der Sohn den Vater sieht

waren, ich zu denen, die nachher kamen. Vorher und nachher? Ja, vor und nach dem „Déluge“. Ich meine, 11 Uhr früh am 11. November 1918, ist ein ebenso guter Trennungsstrich wie jeder andere zwischen der alten und der neuen Welt, zwischen deiner Generation und meiner, zwischen dir und mir. Ich weiß, was für ein zwiespältig Ding dieser Krieg ist, und daß, verwertet man ihn in einer Erzählung, man entweder als „best seller“ stirbt — oder in Vergessenheit. Manchmal könnte man in Gedanken daran zugrunde gehen, manchmal erscheint er einem als das Aufpeitschendste, was je geschehen. Es ist zwischen unseren Generationen ein tieferer Abgrund als zwischen den meisten andern wegen all dieser Dinge. Und um all der Dinge willen, die uns trennen, muß ich in diesem Brief aus dir eine geteilte Persönlichkeit machen, ich muß dich teilen in dich selber und in all deine antidiluvianischen Zeitgenossen, genau wie ich aus mir etwas herausstellen muß, das sich Nachkriegs-Jugend benennt. Ich vertrete die „Jugend“ nicht gern, weiß Gott. Ich habe nicht die Absicht, die alte Klapper von der unentwegt vorwärtsdrängenden Jugend, von der furchtlos der Zukunft entgegenschauenden Jugend, kurz, von der Jugend ertönen zu lassen, die von alten Götzen und altem Glauben abfällt. Es wird viel Unsinn über die Jugend geschwätzt. Und von keinem öfter als von den alten Leuten. Ihr müßt uns um unsere Jugend nicht beneiden und dürft der Jugendllichkeit der Jugend nicht zuviel Gewicht beilegen, denn die geht den Weg allen Fleisches, genau so wie die Kameradschaftsehe, die Nacktkultur, der „Dadaismus“ und all die andern Sünden, die in der Jugend Namen begangen werden. Immer gibt es Jugend und immer Alter, aber eine andere Spaltung gibt es, die ist viel tiefer als die zwischen euch und uns. Das ist ein Gegensatz, der nicht auf philosophischer, noch auf religiöser Ueberzeugung, noch auf irgendeinem Glauben beruht. Sondern der ist psychologisch und fundamental.

Besinnst du dich auf das kleine Buch, das wir lasen — Frazier Hunt hatte es uns geliehen — und das davon handelte, daß die verschiedenen philosophischen Köpfe und Denker stets die herrschenden wirtschaftlichen Verhältnisse negierten? Wir fanden das beide interessant, du führtest aus, wie sich zuerst die Dichter auflehnen und wie rasch die Musiker und andern Künstler folgen. Die Tennysonverehrer mochten Industrie und Maschinen nicht und unterhielten sich lieber mit jungen Damen über Tennysonsche Gestalten. Die Maler wandelten an Teichen mit Wasserrosen gemeinsam mit präraffaelitischen Nymphen. Alles bedeutete eher eine Flucht vor der schmierigen „Tüchtigkeit“ und vor Darwin und seiner „Auslese der Besten“. Darauf folgte, wenn du dich erinnerst, die Flucht vor dem Erfolg in das Land Orplid. Ein unheimlicher gespenstischer Idealismus machte sich breit. Aber Kipling und die ersten Wells-Bücher rückten davon ab, und Marinetti und seine Jünger stellten sich sogar auf den Kopf, damit alles endlich etwas anders sich ansähe. Und dann kam der Krieg.

Ich will dich nicht irgendwelcher Präntationen anklagen. Aber ich werfe dir, hier und da, Sentimentalität vor. Deine ganze Welt war in Sentiments getaucht. Es war eine Art Gift. Du ersticktest an deinen Vorstellungen von der Liebe, vom Empire, vom Gentlemantum und der Last des weißen Mannes und der Heuchelei von dieser Last und von Romantik. Du konntest, ohne es im mindesten als peinlich zu empfinden, Worte wie „Held“, „Loyalität“, „Patriotismus“, „Ruhm“ und „Tradition“ aussprechen und schreckliche Phrasen, wie „das Spiel nach den Spielregeln spielen. . .“ Das schlimmste von allem war vielleicht das Wort „Freiheit“. Ihr stürztet eine ganze Welt für das „tapfere kleine Belgien“ in Krieg und Unglück. 4½ Jahre lang kämpften die Nationen um den „Sieg“ und um das „Kriegsende“ und um das Ziel, die „Welt zu demokratisieren“. Es war grandios, aber verdammt blöd.

(Fortsetzung auf Seite 119)